Mittagszauber

Autor(en): **Suter, Paul**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-574410

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Wiegt dies nicht auf die Schmerzen des Zersplitterns
Die Nacht, die mehr als Alles, dunkel ist,
Und alle Angst des Wachseins und des Zitterns,
Das nur mit Erdenmaß das Leben mißt?

Denn sieh: Vergänglich war, was hingefallen;
Dennoch trug Frucht, was niemals uns geblüht:
Dein klaglos Tragen adelt Dich vor Allen —
Ich aber sing an Deinem Schmerz mich müd.

Mittagszauber.

Von Paul Suter, Basel.

Wie ein feiner Regen strömt das Mittagslicht auf die Campagna herab, so dicht, daß man durch den blendenden Lichtfall das ferne Rom nur als ein feines, rosiges Band schimmern sieht. Westwärts, im Lichtdunst der Ferne flammt und flackert das Sonnenfeuer auf dem unbeweglichen Meer wie auf einer glatten Silberplatte. Die Hitze scheint den Boden zu entzünden, und der feine Geruch der Erde steigt in leidenschaftlich bewegten, durchsichtigen Wirbeln gegen das eherne Blau des Himmels.

Ich liege zur Seite der zerfallenen, von blitzenden Büscheln des spitzigen Akantus überwucherten Römerstraße. Zwischen den glühenden Steinplatten regt sich keine Eidechse. Der Strauch, unter dem ich liege, verbirgt mich nicht. Die Blätter hängen wie kleine schwarze Schlangen vor dem gleißenden Himmel, und zugleich schillern sie selbst wie tausend strahlende, irisierende Sonnen. Die bleiche Farbe des Lichts malt jeden Strauch bis auf die Wurzel mit quälender, schrecklicher Deutlichkeit.

Kein Vogel singt. Der Wahnsinn des Mittags herrscht. Die starre Stille, die grenzenlose Lichtöde scheint einen stummen Vorwurf, eine schweigende Drohung in sich zu bergen. Jede Bewegung ist theatralisch. Selbst das Rühren eines Fingers ist absonderlich und wie eine Verwegenheit. Alles steht unter Bann und Zauber.

Der Wahnsinn des Mittags herrscht. Mitten in der blendenden Sonne liegend, habe ich das Gefühl von Lichtlosigkeit. Mit offenen Augen starre ich in das glänzende Schwarz des Mittags. Nacht ist nicht so dunkel als die Finsternis des Mittags. Ein melancholischer Irrsinn geht durch mein Gehirn. Der Mittag ist ein schwarzer Baum, unter dessen Schatten ich weltflüchtig ruhe. Dennoch fühle ich eine wachsende Angst. Diese goldene Hitze, diese leichtflammende, ist schwerer und undurchdringlicher als Blei.

Der Wahnsinn des Mittags herrscht. Ich habe die Empfindung von Eiseskälte; dennoch dringen giftige Schweißtropfen aus der Stirne, und meine Hände irren Wärme suchend durch das bleiche, von der Dürre gekrümmte Gras. Die Pulse donnern in dumpfen Stößen gegen die Schläfen, und vor den Augen wird es Nacht. Ich höre ein Geschrei von vielen tausend Stimmen: Pan ist nicht tot, und ein Geräusch wie Donner, von bleierner, stillestehender Luft verschluckt, und den bebenden Druck zweier kämpfender Lichtatmosphären gegen meine Stirn.

Dann tiefe Stille. Ich vermag die Augen zu öffnen und sehe nun gerade in das kupferfarbige Gesicht eines lächelnden römischen Hirten. Unbeweglich bleibt sein spöttisches Lächeln, unbeweglich seine hochgezogenen Brauen. Ein eigentümliches Grauen zwingt mich laut und herausfordernd, gewissermaßen prüfend zu lachen. Der Hirte lächelt unbeweglich. Die wolligen Locken seiner Schaffellhosen sind starr wie Stein. Kein Atemzug bewegt den braunen Kittel, auf dessen Schultern die Sonne brennt und glitzert. Die Flaumenfeder, die in seinem Hutrande steckt, rührt sich nicht. Seine Augen sind interessant. Sie sind grün, weder glänzend noch trübe. Sie sehen aus wie uralter, grünlicher Stein. Seine Hände, auf

den Hirtenspeer gestützt, glänzen in der Sonne, in der uralten Sonne!

Und plötzlich befällt mich der grauenhafte Schrecken. Was tue ich hier im uralten Mittag, unter den unbeweglichen, uralten Zweigen, an der zerfallenen, uralten, steinernen Straße? Ich springe auf. Mein Herz klopft in furchtbaren Doppelschlägen. Meine kalten Hände treiben verzweifelt die ehernen Gebüsche auseinander. Die Fäuste hämmern gegen die starren, schwarzen Zweige, die klirren wie Eisenstäbe. Ich stürze durch die regungslose, uralte Hitze den Berg hinab. Das weiße Gras stäubt, uralte Erde kollert mir nach und sucht meine Füße zu ergreifen. Endlich stürze ich auf den neuen Weg. Ein Brunnen ist da. In der moosgoldenen Höhlung des grauen Holztrogs lockt das klare Wasser. Ein Landmädchen, auf dem Kopfe das zierliche römische Tuch, füllt einen Kupferkrug mit Wasser. Schwer atmend bitte ich um einen Schluck Wasser. Langsam, lässig dreht sie mir auf ihrem alabastergelben Hals das Gesicht zu und blickt mich an mit ihren dunkeln, antiken Augen, mit ihren mittagsfinstern, uralten Augen...

Briefe von Betsy Meyer an Elisabeth Rüscheler. 1866—1874.

Mitgeteilt von Karl Emil Hoffmann, Zollikon.

(Schluß).

5. Silvaplana, 1. Oktober 1867.
Gasthaus zur Post.

Gerade am selben Tage, da morgens meine letzten Zeilen an Sie über den Julier gingen, kam abends Ihr lieber Brief in meine Hände. – Die Post geht nur noch einmal im Tage langsam nach Chur hinunter, da bleiben die Briefe lange unterwegs und kreuzen sich leicht. Und doch wäre uns gerade jetzt, da wir mit Ungeduld auf Nachricht von Zürich harren, ein rascher Postverkehr doppelt Bedürfnis. Die Briefe erfreuen uns alle – was soll ich erst von den Ihrigen sagen? – Sie taten uns besonders wohl durch den freundlichen Gedanken, uns über unser armes Zürich [14]) zu beruhigen. Unter uns gesagt, ich schäme mich herzlich, in dieser Zeit der Prüfung hier auf der Alp zu sitzen. Wenn sich, wie wir immer erfahren, die Menschen, wenigstens die bessern, in schweren Tagen erst recht lieb gewinnen, so geht es uns gewiß mit der Heimat auch so – man wächst noch mehr mit ihr zusammen, wenn man etwas Rechtes mit ihr gelitten hat.

Das Verschieben der Antwort auf Ihre lieben Zeilen ward belohnt! Heute darf ich in Conrads Namen für den interessanten Brief Ihres Herrn Vaters danken, den er letzten Samstag abends erhielt. Der verehrte Herr Oberst möge erlauben, daß auch ich es von ganzem Herzen tue. Das eingehende, gütige Schreiben bereitete uns eine wahre Sonntagsfreude. Gott sei Dank für den gnädigen Schutz, unter den Er Sie alle genommen, und in dem Er Sie, ich glaube es fest, auch ferner bewahren wird! –

Was gibt es Größeres, Feierlicheres als das Geheimnis des Todes oder dieses Uebergangs vielmehr zu einem vollkommenern gotteserfülltern Leben! Wie gerne, wenn man den letzten Kämpfen einer geliebten Seele mit dem Leibe des Todes zusieht, den wunderbaren, an denen wir im Grunde so wenig oder gar nicht teilnehmen können, wie gerne möchte unser Blick nachfolgen hinter den Schleier! Und wie unwiederbringlich wird in dem entscheidenden Momente die Pforte vor uns geschlossen! – Nur der kindliche Glaube, „die Gewißheit der Dinge, die wir nicht sehen", wandelt an der Hand des Erlösers getrost ein und aus in des Vaters Hause mit seinen vielen seligen Wohnungen – bis sich einst auch für uns die dunkle Pforte auftut und wir ‚festgehalten von jener treuen allmächtigen Hand' selbst hinübertreten vom Glauben ins Schauen. Wie schrecklich wäre das Abschiednehmen ohne Christus! – Mit Ihm, in Ihm, vor dem sich alle Kniee beugen im Himmel und auf Erden, gibt es eigentlich kein Scheiden. — Wie mag ich es Ihnen gönnen, daß Sie

[14]) Die Cholera herrschte in Zürich.